

Barbara Thiessen: Lebenswirklichkeiten von Familien Problemlagen und Anforderungen an Familienbildung

Familien sind Gemeinschaften besonderer Art. In ihnen werden Kinder geboren und erzogen, es wird gelebt, gelacht, gestritten, getrennt und wieder neu zusammen gefunden. Es existieren lebenslange Versorgungsbeziehungen zwischen den Generationen. Im familialen Zusammensein kommen unterschiedliche milieuspezifische Habitusformen zum Tragen, die soziale Chancen verbessern oder mindern. Gleichzeitig bewältigen Familien sozioökonomische Krisen und sichern Notlagen ab. Familien sind ebenso wesentlich für den Erhalt von Gesellschaften wie die Bewältigung des individuellen Alltags. Ihre Leistungen werden daher nicht selten gleichzeitig überhöht wie entwertet. Familien sind keine Naturkonstante, sondern familiale Gemeinschaften verändern sich mit und durch unterschiedliche historische Gesellschaftsformationen, ökonomische Anforderungen, individuelle Emanzipationsprozesse und politische Rahmenbedingungen. Ihre Stabilität liegt in ihrer Wandlungsfähigkeit.

Familie funktioniert aber keineswegs voraussetzungslos. Gerade angesichts sich deutlich verändernder ökonomischer und sozialer Rahmenbedingungen wie flexibilisierter Erwerbsverhältnisse, auseinanderdriftende soziale Lebenslagen, veränderter Geschlechtsmuster und gestiegener Anforderungen an Bildung muss Familie im Alltag von ihren Mitgliedern immer wieder neu hergestellt werden (Jurczyk/Lange 2002). Dabei wundert es nicht, dass Eltern auf die erhöhten Erwartungen an Bildung und Anforderungen an Erziehung ihrer Kinder zunehmend mit Unsicherheit reagieren: Welche Wertvorstellungen, Leitbilder sind richtig? Was sollen Kinder in welchen „Zeitfenstern“ lernen? Wieviel Medienkonsum ist richtig? Welchen Einfluss haben Trennung und Scheidung der Eltern? Wie wird Familienalltag neben den Anforderungen im Beruf organisiert? Hieraus ergeben sich für Familienbildung neue, alte Themen, die jedoch sowohl mit dem veränderten Familienalltag als auch neuen Rahmenbedingungen in der Familienbildung in Einklang gebracht werden müssen.

Im Folgenden werden zunächst die Wechselwirkungen zwischen sozioökonomischen Wandlungsprozessen und Familien skizziert. Im zweiten Schritt werden daraus Trends im Familienleben abgeleitet. Was diese Veränderungen für Familienbildung bedeuten und welche Herausforderungen und Entwicklungen sich hier abzeichnen, wird im abschließenden Teil ausgeführt.

Dienstleistungs- und Wissensgesellschaften sind Entgrenzung, Individualisierung und veränderte Bildungsanforderungen.

Charakteristisch für die Veränderungen von Globalisierung und Tertiärisierung sind **erhöhte Entgrenzung und Mobilität**. Die „fordistische Ära“, die als „Blütezeit des männlichen Alleinverdieners und der Hausfrauenehe“ (Ostner 1999: 69) der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft gelten kann, ist zu Ende. Statt Stahlkochern und Bandarbeiterinnen werden nun High-Tech-Ingenieure, WebdesignerInnen und Gesundheitsdienstleistende gesucht, die veränderte Erwerbsbedingungen vorfinden und neue Qualifikationsprofile ausweisen müssen. Technik- und Kommunikationskompetenzen gewinnen an Bedeutung. Statt tayloristischer Produktionsweise, also zerstückelten, mechanisierten Arbeitsschritten, ist eine Aufwertung bei qualifizierten Tätigkeiten durch mehr Selbständigkeit, Teamarbeit, flache Hierarchien und der Möglichkeit, dem Zwang zu Kreativität feststellbar. Dadurch erscheint Haus- und Familienarbeit oft als eher lästig und stupide. Die amerikanische Soziologin Hochschild (1997) fasst diese Entwicklung im prägnanten Titel zusammen: „When work becomes home and home becomes work“. Gleichzeitig weicht das sog. „Normalarbeitsverhältnis“ auf. Normal wird jetzt, was für weibliche Beschäftigte schon längst galt: mehr befristete Arbeitsverträge und flexibilisierte Arbeitszeiten. Hinzu kommt die Erwartung an eine hohe Mobilität, die Familienbeziehungen an Belastungsgrenzen führt. Manche sehen bereits die Gefahr einer „vollmobilen Singlegesellschaft“ (Burkart 1992). Familien sind gefordert, mit der zunehmenden räumlichen und zeitlichen Entgrenzung umzugehen, Familienzeit im Alltag zu organisieren. Die Jonglage zwischen Beruf und Familie führt zu mehr Stress und Aushandlung in Familien (Jurczyk et al. 2009a).

Mit dem Stichwort der **Individualisierung** ist ein zweiter zentraler Aspekt des sozialen Wandels benannt, der ein Doppelgesicht aufweist: Gemeint ist damit einerseits die emanzipative Selbstbestimmung von Menschen, die historisch in den Befreiungsbewegungen der Moderne wurzelt. Damit verändern sich immer wieder traditionelle Orientierungen und Arbeitsteilungsmuster. Die Forderung nach einem individuellen Leben birgt andererseits auch die Zumutungen der Eigenständigkeit. Die Auflösung traditioneller Gemeinschaften meint neben den befreienden Aspekten auch die Aufforderung, sich selbst einen Platz in der Gesellschaft zu suchen. Zugleich entstehen neue Gemeinschaften – etwa die neuen internet-communities (second life, blogger-Szene, chat-groups), die allerdings eher fluiden Charakter aufweisen. Gleichzeitig werden Beziehungen deutlich mehr aufgeladen mit emotionalen Bedürfnissen und der Sehnsucht nach Glückserfüllung. Dies lässt sich sowohl für die Partnerbeziehungen als auch die Eltern-Kindbeziehungen belegen (Haumann 2007,

Auswirkungen des sozialen Wandels auf Familie

Die Familie ist keine Insel der Seligen, vielmehr sind Familien ebenso Akteure wie Betroffene sozioökonomischer Veränderungsprozesse. Stichworte der Umwälzungen im Rahmen des globalen Wandels von Industrie- zu

Schmidbauer 2008), die diese dadurch nicht selten überlastet. Besonders relevant für Familien ist die deutliche Veränderung von Geschlechtermustern, die aber nicht widerspruchsfrei vonstatten geht: Im beruflichen Bereich (je höher qualifiziert, desto deutlicher) scheint Geschlechtergleichheit zur Norm zu werden, während im Privaten nach wie vor Geschlechterdifferenz inszeniert wird und zur Orientierung notwendig scheint. Nirgendwo mehr ist die Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männer so strikt wie im Privaten und nirgendwo löst sie so viele (individuell geführte) Debatten aus (Koppetsch/Burkart 1999). Damit einher geht eine neue Dynamik im Familienverlauf, die durch Scheidungen und Wiederverheiratungen gekennzeichnet ist. Gefordert ist ein individueller Umgang mit Unsicherheit in der Lebensplanung.

Feststellbar ist drittens, dass die **Bedeutung von Bildung** sich erheblich verändert hat und neue Erziehungsstile evoziert: Die Informations- und Wissensgesellschaft erfordert höhere Bildungsabschlüsse und längere Ausbildungszeiten. Ohne qualifizierten Abschluss ist existenzsichernde Arbeit kaum mehr möglich. Aber wer soll die Kinder fit für das Studium machen? Das wird – anders als in den nordeuropäischen Staaten – in Deutschland weitgehend den Familien überlassen. Die Halbtagschule überlässt sowohl die Verantwortung für Hausaufgabenhilfe als auch für musische und sportliche Zusatzbildung der Familie, genauer: den Müttern. Eine Wachstumsbranche ist Nachhilfe, neuerdings auch verstärkt für Grundschüler/innen. Eltern – meist Mütter – werden zum „Bildungskoach“ für ihren Nachwuchs (Büchner et al. 1997). Hier ist allerdings eine deutliche Milieudifferenz festzustellen. Während die bildungsorientierten Mittelschichten gezielte Bildungsorientierung zur adäquaten sozialen Platzierung des Nachwuchses vornehmen („concerted cultivation“, Lareau 2003), findet sich bei bildungsfernen Unterschichten eher der Erziehungsstil des „natural growth“ (Lareau 2003), bei dem Kinder im Alltag eher „mitlaufen“. Durchgesetzt hat sich vor dieser Folie seit den 1980er Jahren, mit je unterschiedlich starker Ausprägung in unterschiedlichen Schichten und Milieus, der Wandel des Modus der Erziehung in Familien. Die strikte Erteilung von Weisungen ist einem Aushandeln von Zielen und Inhalten gewichen, eine Veränderung vom „Befehls- zum Verhandlungshaushalt“ (Büchner/Fuhs/Krüger 1997) kann konstatiert werden.

Damit einher gehen Verunsicherungen von Eltern. Wo sollen Grenzen gezogen werden, welche Freiräume sind notwendig? Eine zunehmende Fülle von Ratgebern, aber auch empirische Studien belegen diesen Trend (Mühling/Smolka 2007). Verunsicherungen im Erziehungsverhalten sind jedoch keineswegs nur negativ zu sehen, da sie auch als Zunahme von Reflexivität gelesen werden können, die einer Verbesserung des Familienklimas zuträglich ist. Unterstützt wird diese Annahme von Ergebnissen aktueller Studien, die eine höhere Zufriedenheit im Familienleben feststellen (Haumann 2007). Demnach haben sich die generationalen Beziehungen deutlich verbessert. Es gibt mehr Eigenständigkeit, aber auch mehr Wertschätzung zwischen den Großeltern, Eltern und Kindern. Besonders positiv ist die Abnahme von Gewalt in der Erziehung (ebd.).

Unter dem Stichwort Bedeutungswandel von Bildung ist noch auf einen letzten Aspekt aufmerksam zu machen. Eine Folge der technischen und medialen Entwicklung für das Familienleben ist, dass Lebenswelten zwischen Kindern und Eltern weiter auseinanderdriften. Insbesondere die Nutzung neuer Medien (Internet, Videospiele) ist für Eltern oft schwer nachvollziehbar. Was passiert im „second life“? Mit wem „skypen“ die Jugendlichen? Welche Spiele laufen auf der „playstation“? Eltern ohne PC- und Englischkenntnisse können ihre Kinder bei deren Medienkonsum kaum unterstützen. Umgekehrt können Jugendliche zu Technikchaches ihrer Eltern werden, da sie viel schneller den Umgang mit neuen technischen Geräten und Programmen beherrschen. Das Generationenverhältnis verschiebt sich dabei (Schmidbauer 2009).

Der Blick auf die verschiedenen Aspekte des sozialen Wandels unterstreicht, dass Familien nicht mehr alles können können. Die Gefahr des Scheiterns beim Erziehungsauftrag steigt. Familien gestalten Wandlungsprozesse durch veränderte Praxen mit, sind aber ebenso den Veränderungen ausgeliefert. Familiäre Beziehungen sollen nicht nur materielle, sondern auch emotionale Versorgung sicherstellen. Es zeigt sich ebenso, dass gelingende Sozialisationsprozesse immer mehr auch eine Frage der sozialen Zugehörigkeit sind. Dies stellt neue Herausforderungen an Institutionen und Unterstützungssysteme.

Trends zum Familienalltag heute

Die aktuellen – auch in den Medien geführten – Debatten zur Familie sind angereichert mit – meist unausgesprochenen – Vorstellungen von „richtiger“ Familie. Dabei spielen emotional besetzte Geschichtsbilder von Familie eine wichtige Rolle – unabhängig ihrer tatsächlichen Existenz. Lenz und Böhnisch (1997) verweisen hier auf einen dreifachen Mythos von Familienvorstellungen, der den Blick auf diese Sozialform verstellt: erstens den „Harmoniemythos“, die Vorstellung dass das Familienleben in der Vergangenheit durch Harmonie und Eintracht gekennzeichnet gewesen sei und die heutige Familie dagegen mit ihren Konflikten und Problemen eine Art Verfallserscheinung darstelle. Zweitens verweisen sie auf den „Größenmythos“, der die Vorstellung umfasst, dass die Familie „früher“ aus drei und mehr Generationen bestanden habe, was tatsächlich aufgrund der geringen Lebenserwartung (zum Beispiel im 18. und 19. Jahrhundert) eher eine Ausnahmerecheinung war. Der „Konstanzmythos“ besagt schließlich, dass Familie als Gefühlsgemeinschaft eine Naturkonstante sei, die immer und überall vorhanden sei (Lenz/Böhnisch 1997, 11).

Was soll also unter Familie im Weiteren verstanden werden? Familie ist meines Erachtens ein auf Dauer angelegter, intergenerationaler Fürsorgezusammenhang, der in aller Regel haushaltsübergreifend angelegt ist. Familie als Sozialform existiert auch in ihrem Scheitern. Im Folgenden werden kurz Trends und Fakten zum Familienalltag skizziert.

Trend 1: Spätere Familiengründung und steigender Anteil nicht-ehelich geborener Kinder

Die längeren Ausbildungszeiten und schwierigeren Berufseinstiege haben zur Folge, dass die Familiengründung im Lebenslauf immer weiter hinausgeschoben wird: Das Durchschnittsalter der Erstgebärenden liegt gegenwärtig bei knapp 30 Jahren. Ein weiterer Trend ist, dass die Ehe zunehmend nicht mehr Voraussetzung, sondern Folge gemeinsamer Kinder ist: Ca. ein Drittel aller Kinder werden gegenwärtig nichtehelich geboren. Das sind doppelt so viele, wie noch vor zwanzig Jahren (Statistisches Bundesamt 2008). Hierbei bestehen allerdings markante regionale Unterschiede, etwa zwischen Sachsen-Anhalt (64,0%) und Baden-Württemberg (21,5%) (Stat. Bundesamt 2008). Bemerkenswert ist ebenso die sinkende Attraktivität der Ehe sowie kirchlicher Eheschließungen. Ließen sich 1990 von den ca. 500.000 Eheschließungen noch 100.000 evangelisch und 110.000 Paare katholisch trauen, waren dies in 2003 von den nur noch 380.000 Eheschließungen 56.000 evangelische und 50.000 katholische Trauungen (EKD 2009).

Trend 2: Vielfältigere Lebensformen

Entsprechend nimmt die Diversität des Familienlebens zu. Zwar sind noch drei Viertel der Familien Ehepaare mit Kindern (77% in West- und 58% in Ostdeutschland), aber angesichts einer Scheidungsrate von mittlerweile 42% (Statistisches Bundesamt 2008) verbergen sich hinter dem Begriff „Ehepaare mit Kindern“ häufig Familienneugründungen und Patchwork-Konstellationen, die die familiäre Lebensführung deutlich verändert: Zu den leiblichen Elternteilen kommt mindestens ein sozialer Elternteil hinzu (Bien/Hartl/Teubner 2002). Darüber hinaus nehmen „alternativen“ Familienformen zu. Dazu zählen Alleinerziehende (17% in West- und 25% in Ostdeutschland) sowie nichteheliche Lebensgemeinschaften mit Kindern (6% in West-, 17% in Ostdeutschland) (Statistisches Bundesamt 2008). In den Großstädten machen alternative Familienformen mittlerweile knapp die Hälfte (47%) aller Familien aus.

Trend 3: Soziale und kulturelle Unterschiede zwischen Familien nehmen zu

Die sozialen Milieus in Deutschland entwickeln sich aktuell in hohem Maße auseinander. Empirische Studien konstatieren eine deutliche Polarisierung familialer Lebenslagen. Besonders bedenklich ist, dass es überdurchschnittlich viele Alleinerziehende sind, die von Einkommensarmut betroffen sind (Meier/Preuße/Sunnus 2003). Alleinerziehende sind zu 40% armutsgefährdet, wohingegen bei Paarhaushalten die Armutsrisikoquote bei 10% liegt (BMFSFJ 2007). Fast jedes fünfte Kind lebt heute in Armut (Kinderhilfswerk 2007). In armen Familien häufen sich Unterversorgungslagen. Sie sind unterversorgt mit Bildung und Berufsbildung, was zu diskontinuierlicher Erwerbsarbeit und hoher, generationsübergreifender Arbeitslosigkeit führt. Durch ihre frühen Deprivationserfahrungen haben Eltern geringe Beziehungskompetenzen und erfahren ständig Ausgrenzung und das Gefühl von Wertlosigkeit, das auch an die Kinder weiter vermittelt wird. Ca. ein Vier-

tel der Kinder – so die World Vision Studie (Hurrelmann/Andresen 2007) – werden von ihren Eltern kaum gefördert.

Ebenso muss das Bild der „Normalfamilie“ in kultureller Hinsicht relativiert werden: Fast jede dritte Familie hat heute Migrationshintergrund (30% in West-, 14% in Ostdeutschland, Statistisches Bundesamt 2008). Zu diesen Familien zählen alle Eltern-Kind-Gemeinschaften, bei denen mindestens ein Elternteil eine ausländische Staatsangehörigkeit besitzt oder die deutsche Staatsangehörigkeit beispielsweise durch Einbürgerung erhalten hat. Knapp ein Viertel der zugewanderten Familien kommt aus der Türkei. Etwa ein Fünftel stammt aus Osteuropa, ein weiteres Fünftel aus süd- oder westeuropäischen Ländern (Statistisches Bundesamt 2009). Eine besondere Herausforderung für das Bildungssystem besteht in der Tatsache, dass bei den Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen der Anteil der Personen mit Migrationshintergrund in einigen Regionen im Westen Deutschlands und in Berlin bis zu 50% und mehr beträgt. Die sozialräumliche Segregation beginnt bereits in den Kindertageseinrichtungen. Ca. 30% der Kinder, deren Familiensprache nicht Deutsch ist, besuchen eine Einrichtung, in der mehr als die Hälfte der Kinder ebenfalls nicht Deutsch als Familiensprache hat (Alt 2006, Bildungsbericht 2008). Kinder mit Migrationshintergrund berichten im Grundschulalter häufiger von subjektiv erlebten Belastungen und Ängsten sowie von Anspannung und geringerem Wohlbefinden in der Schule als Kinder ohne Migrationshintergrund (Betz 2006).

Trend 4: Die Schattenseiten in Familien bleiben Gewalt und Vernachlässigung

Mit dem 1990 veröffentlichten Bericht einer Kommission der Bundesregierung zur Untersuchung von Gewalt wurde festgestellt, dass Gewalt in der Familie die „verbreitetste Form von Gewalt“ ist (Schwind et al. 1990, 75). Gewalt kann körperliche Gewalt, sexuelle Gewalt, sexuelle Belästigung und psychische Gewalt bedeuten und betrifft im engen sozialen Umfeld vor allem Mädchen und Jungen sowie Frauen. Dies wurde auch in neueren Untersuchungen bestätigt: 40% aller Frauen erleben Gewalt in Paarbeziehungen, bei Migrantinnen sind es 49% (BMFSFJ 2004). Hier kommt hinzu, dass Kinder Partnerschaftsgewalt der Eltern wie selbst erlebte Gewalterfahrungen verarbeiten. Nach Angaben des Bundeskriminalamtes werden jährlich zwischen 12.000 und 16.000 Fälle von sexuellem Missbrauch bei Kindern verfolgt, Opfer sind zu drei Vierteln Mädchen, Täter zu 96% männlich, zu 67% Erwachsene, meist aus dem familiären Umfeld (BKA 2008). Prävalenzstudien zu sexuellem Missbrauch, die auch das Dunkelfeld einbeziehen, fehlen in Deutschland ebenso wie Studien zum Ausmaß von emotionaler, kognitiver oder körperlicher Vernachlässigung von Kindern. Die derzeitige Befundlage, die sich nur auf Schätzungen und wenige nicht-repräsentative Daten stützt, legt jedoch die Vermutung nahe, dass Kindesvernachlässigung die mit Abstand häufigste Gefährdungsform der im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe bekannt werdenden Fälle von Kindeswohlgefährdung darstellt (DeGENER/Körner 2005).

Zusammenfassend zeigen diese Trends zum Familienleben in Deutschland, dass Pauschal Diagnosen von „Familie heute“ nicht ausreichen, um die vielfältigen Veränderungen zu erfassen und verstehen zu können und um nicht nur bei Verlustdiagnosen stehen bleiben zu müssen. Vielversprechender sind Ansätze, die das je konkrete Gestalten von Familienleben im Alltag rekonstruieren. Mit dem Konzept des „Doing family“ (Jurczyk/Lange/Thiessen 2010) wird zum einen die „Natürlichkeit“ von Familie samt ihrer Normalitätskonstruktionen in Frage gestellt und andererseits auf den bewussten wie latenten Herstellungscharakter familialer Praktiken verwiesen. Eingeschlossen sind dabei auch von außen als misslingend anzusehende Herstellungsleistungen“. Beim „doing family“ spielen – zunehmend intentional hergestellte – Momente der „Beiläufigkeit“ ebenso wie Routinen und Rituale eine wesentliche Rolle (Jurczyk et al. 2009b). Eingelassen in die Alltagspraktiken familiärer Lebensführung sind ebenso geschlechtliche wie milieu- und ethnizitätsspezifische Orientierungsmuster. Bislang unterbelichtet sind Kinder als eigenständige Akteure des „doing family“ (Lange 2003).

Herausforderungen und Anforderungen an die Familienbildung

Vor diesem Hintergrund familiärer Wandlungs- und Beharrungsdimensionen hat die Familienbildung zweifellos an Bedeutung gewonnen. Mit dem reformierten Kinder- und Jugendhilfegesetz (heute SGB VIII) wurde grundlegend der Gedanke der Prävention und Partizipation in die Kinder- und Jugendhilfe eingeführt. Damit hat besonders die Familienbildung eine Aufwertung und prominente Verankerung als Pflichtaufgabe bekommen. Die im § 16 SGB VIII formulierte Förderung der Erziehung in der Familie zielt auf die Verbesserung der Erziehungskompetenz. Dabei sind die unterschiedlichen Lebenslagen von Familien zu berücksichtigen und Selbsthilfe anzuregen (Pettinger/Rollik 2008).

Bemerkenswert sind die Bundes- und Länderinitiativen, die in den letzten Jahren gestartet wurden, um strukturelle und inhaltliche Neuausrichtungen anzuregen. Vor Ort hat diese Entwicklung zu einer gelegentlich unkoordinierten „Projekteritis“ geführt, insbesondere, wenn Bundes-, Länderprogramme und kommunale Initiativen parallel und kaum eingebunden in die Regelstrukturen entwickelt werden. Prominente Beispiele der mittlerweile unübersichtlichen Programmlandschaft sind: das Bundesprogramm der Mehrgenerationenhäuser, das Familienzentren-Programm in Nordrhein-Westfalen, die Familienzentren und flächendeckende Elternkurse in Rheinland-Pfalz, die „Kommunalen Familientische“ in Bayern, die Entwicklung von Kindertageseinrichtungen zu Familienkompetenzzentren in Berlin oder die Familienbildungsgutscheine in Baden-Württemberg. Hinzu kommen unzählige kommunale Initiativen wie

Wellcome-Besuche bei Familien mit Neugeborenen, lokale Familienbildungsgutscheine, HIPPY-, OPSTAPJE-, Rucksackprogramme, die in Kooperation von Familienbildungsträgern, Kindertageseinrichtungen und Wohlfahrtsverbänden angeboten werden.

Gemeinsam ist diesen Initiativen die Idee, Familienbildung dort anzubieten, wo Eltern mit Kindern sozialräumlich zu finden sind und Verbundsystemen mit Lotsenfunktion zu entwickeln. Dabei bekommt Familienbildung eine zentrale Bedeutung. Nicht selten findet jedoch Familienbildung in integrierten Geh-Strukturen ohne die traditionellen Familienbildungseinrichtungen statt. Vor allem für das Klientel der Familien in Risikolagen sind nicht selten Anbieter sozialpädagogischer Familienhilfe oder örtliche soziale Dienste diejenigen, die Familienbildungsangebote erfolgreich initiiert und etabliert haben. Um die Gesamtentwicklung einschätzen zu können, fehlt gegenwärtig jedoch eine entsprechende Evaluationsstudie.

Zur Entwicklung der Familienbildung in Deutschland

Um diese widersprüchlichen Entwicklung verstehen zu können, sind die Bedingungen für Familienbildung in Deutschland in den Blick zu nehmen. Als problematisch erweist sich erstens die uneinheitliche föderale Struktur: Auf Länderebene ist die Zuständigkeit für Familienbildung nach wie vor unterschiedlich geregelt. In vier (westdeutschen) Bundesländern sind die Kultusministerien für Familienbildung zuständig, in sieben die Sozial-, Jugend- und Familienministerien. Hier kommt der „Förderungs-zwitter“ Familienbildung ebenfalls zum Tragen, weil in der Mehrzahl der Länder für die Weiterbildung die Kultusministerien, für die Jugendhilfe aber überwiegend die Sozialministerien zuständig sind. Damit wird ein





grundlegendes Dilemma offensichtlich: Ist Familienbildung eher Soziale Arbeit oder Erwachsenenbildung? Die Förderung von Familienbildung nach Weiterbildungs-gesetzen, deren Berechnungsgrundlagen weitgehend auf Unterrichtsstunden basieren, führt dazu, dass etwa Kooperationsangebote offener Arbeit im Stadtteil nicht gefördert werden können, weil sie dem Kurs-Stunden-System nicht entsprechen. Dazu stellte bereits der 8. Kinder- und Jugendbericht (1990) fest, dass die Förderrichtlinien der Länder und Kommunen „oft kontraproduktiv zu den Zielsetzungen der Arbeit“ von Familienbildung sind. Lösel et al. (2007) weisen neben diesem strukturellen Problem ferner darauf hin, dass in den letzten Jahren ein Rückgang öffentlicher Fördermittel zu verzeichnen ist, der Perspektiven eines niedrigschwelligen Zugangs weiter erschwert.

Ein zweiter Hemmschuh ist die geringe finanzielle Ausstattung und mangelnde Professionalisierung. Die subsidiäre Umsetzung der Familienbildung durch Angebote freier und kirchlicher Träger umfasst gegenwärtig bundesweit ca. 600 Einrichtungen mit ca. 2.500 hauptamtlichen und 40.000 nebenamtlichen Mitarbeitern/-innen. Pro Jahr werden mit 3,8 Millionen Kursstunden mehr als 3,5 Millionen Besucher/-innen erreicht (www.bag-familienbildung.de). Bei ca. zwölf Millionen Familien (Statistisches Bundesamt 2007) kann noch nicht von einem flächendeckenden Angebot gesprochen werden. Zu berücksichtigen ist auch, dass Angebote im ländlichen Raum in geringerem Maße zur Verfügung stehen (Strobel/Sterzing/Sann 2009). Eine aktuelle DJI-Auswertung der Kinder- und Jugendhilfestatistik zeigt, dass in der

Hälfte der Jugendamtsbezirke eine Familienbildungsstätte zu verzeichnen ist, diese sind zu 90% in freier Trägerschaft (Pluto et al. 2007). Insgesamt existieren 1,5 Familienbildungsstätten pro 100.000 der 0- bis 27-Jährigen (ebd.). Hinzu kommen Mütterzentren, die es in jedem dritten Jugendamtsbezirk gibt und welche nahezu ausschließlich in freier Trägerschaft sind (insgesamt ca. 400 Einrichtungen) (ebd.: 194f.)

Hinsichtlich des Erreichens vielfältiger Zielgruppen insgesamt zeigen sich schließlich drittens deutliche Segregationen entlang geschlechtlicher, sozialer und ethnischer Dimensionen. Die traditionelle Orientierung an Müttern ist tief in die sozialen und kulturellen Praxen der Angebotsformen eingelassen. Die Integration von Vätern wird meist nicht systematisch betrieben und weist seit über 50 Jahren nur exemplarischen Charakter auf. Zwar stieg der Anteil von Männern allmählich, liegt derzeit jedoch nur bei 17% (Lösel et al. 2006). Dem Begriff „Eltern“-bildung unterliegt daher nach wie vor eine programmatisch-euphemistische Tendenz. Das Problem der Mittelschichtorientierung ist ebenfalls seit Langem bekannt: Der Anteil von Teilnehmenden aus bildungsfernen Schichten liegt bei ca. 15% (ebd.). Ebenso liegt die Beteiligung von Familien mit Migrationshintergrund unter ihrem Bevölkerungsanteil. Zwar ändert sich hieran gegenwärtig einiges durch die neuen integrierten Angebotsformen. Aber das grundlegende Dilemma von Familienbildungseinrichtungen, die auf Kursfinanzierung durch Teilnehmer/innen angewiesen sind und eine hohe Nachfrage bei Eltern der gebildeten Mittelschicht erreichen, und gleichzeitig niedrigschwellige Angebote entwickeln sollen, ist nicht gelöst und kann auf der Ebene der Träger allein nicht beantwortet werden.

Wenn Familienbildung angemessen auf den gesellschaftlichen Wandel und die veränderten Lebenssituationen von Familien reagieren will, sind zumindest **drei zentrale Herausforderungen** aufzugreifen (vgl. Heitkötter/Thiessen 2009): **Vernetzung, Niedrigschwelligkeit, Professionsentwicklung**. Dabei gilt es, gleichzeitig mit einem bekannten Grunddilemma umzugehen: Den wachsenden Anforderungen, Aufgaben und Erwartungen stehen stagnierende bzw. rückläufige institutionelle, finanzielle und personelle Ressourcen gegenüber.

Vernetzung und Kooperation

Um alle Ressourcen zur Stärkung von Familien zu optimieren, geht es in einer weiten Perspektive darum, insgesamt familienbezogene Dienstleistungen von Bildung, Betreuung und Beratung einrichtungübergreifend zu vernetzen und an Orten zu bündeln, die Familien vertraut sind. Vor dem Hintergrund einer gewachsenen Differenzierung und Spezialisierung von familienbezogenen Diensten, sind auch für die Familienbildung Vernetzung und Kooperation – neben den inhalts- und funktionsbezogenen Herausforderungen – derzeit als hervorgehobene strukturelle Entwicklungsaufgaben zu begreifen (Pettinger/Rollik 2008). Erreicht

werden soll mittels Vernetzung und Kooperation, dass die Bildungs- und Unterstützungsangebote der Familienbildung inhaltlich näher am Alltag ausgerichtet sind (Bedarfsgerechtigkeit) und räumlich näher an den Wohnorten der Familien platziert – und damit über ergänzende Standorte in den Stadtteilen dezentralisiert – werden (Sozialraumorientierung). Das SGB VIII bietet durch die §§ 1, 3 und 4 die gesetzliche Grundlage dafür und verweist darin auf die Gesamtverantwortung der Träger der öffentlichen Jugendhilfe für ein geeignetes vernetztes Hilfesystem als Teil der Jugendhilfeplanung. Weitere, auch für die Familienbildung relevante kommunale oder regionale Vernetzungsdimensionen sind familienpolitische Netzwerke vor Ort (wie beispielsweise Lokale Bündnisse für Familie, BMFSFJ 2005). Hierin liegt aktuell die Chance für Familienbildung, sich als aktiver, möglicherweise auch initiativer Partner einzubringen, der mit seinen breiten Angeboten sowie seinen besonderen kommunikativen, moderierenden Erfahrungen und Kompetenzen einen unverzichtbaren Beitrag für diese integrierten, multifunktionalen Einrichtungen in die örtlichen Entwicklungsprozesse leistet (Rößler/Heitkötter 2007).

Voraussetzung dafür ist allerdings, die erforderlichen personellen und finanziellen Ressourcen sicher zu stellen, um die anfallenden Netzwerkaufgaben zu honorieren, denn der Aufbau und die Pflege von Netzwerken und Kooperationsbeziehungen sowie deren Koordination und Steuerung erfordern zusätzliche personelle Kapazitäten und spezifische Kompetenzen (Deutscher Verein 2007). Unterschiedliche Handlungslogiken der beteiligten Einrichtungen bezogen auf Hierarchien, Finanzierung, Entscheidungswege etc. sowie der unterschiedliche Status der Mitarbeiter/-innen in berufsgruppenübergreifenden Konstellationen kennzeichnen die besonderen Herausforderungen, die konkret von Einrichtungen der Familienbildung im Rahmen von Kooperationen und Netzwerken zu meistern sind (Beckstette/Bierschock/Rupp 2002).

Perspektivisch sollten aus Sicht der Familienbildung weitere thematische und strukturelle Kooperationen wie etwa die Verknüpfung mit dem Gesundheitsbereich eine zunehmende Bedeutung spielen. Während in der Bevölkerung Geburtsvorbereitungskurse mittlerweile eine selbstverständliche Akzeptanz und flächendeckende Verbreitung genießen, die auch die breite Beteiligung von werdenden Vätern einschließt, bricht die Nachfrage nach Information und Unterstützung nach der Geburt ab, obwohl unterstellt werden kann, dass der Bedarf eher zunimmt.

Niedrigschwellige Angebote

Als Kernproblem von Familienbildung in Deutschland wird seit vielen Jahren die Frage des Zugangs zu bildungsfernen Familien diskutiert und mit Nutzerstudien belegt (Smolka 2002, Lösl et al. 2006). Dennoch zeigen sich bislang keine nachhaltigen Veränderungen, obwohl die zunehmende Prekarisierung familiärer

Lebenslagen die Frage des Zugangs zu sozial benachteiligten Familien dringlicher macht. Gleichwohl gibt es bemerkenswerte Beispiele und wegweisende Erfahrungen, die hier nur kurz skizziert werden können (Rupp 2003). Niedrigschwelligkeit in einer weiten Perspektive zeichnet sich demnach aus durch systematische Öffnungen entlang der Differenzachsen von Schicht, Geschlecht und Ethnizität, die methodisch begründete Umsetzungen nach sich ziehen, die das „vor Ort“-sein in mehrfacher Hinsicht berücksichtigen. Die räumliche Dimension bezieht sich auf Erreichbarkeit in örtlicher, finanzieller und institutioneller Hinsicht. Ermutigende Erfahrungen wurden mit Geh-Strukturen, basierend auf Vernetzung im Stadtteil, gemacht: Familienbildung ist dort, wo belastete Familien zu finden sind (z. B. in Kindertageseinrichtungen, Kinderarztpraxen, Kirchengemeinden, Arbeitslosentreffs) (Schoppe 2007). Als erfolgreiches Beispiel einer besonderen Form aufsuchender Familienbildung kann das Programm Opstapje gelten (Sann/Thrum 2005). In geschlechtlicher Perspektive wird deutlich, dass mit einer Angebotsstrukturierung von Frauen für Frauen keine Väter erreicht werden. Demgegenüber wurden mit Vätern-Kinder-Freizeiten bewusst neue Formen gefunden, die zunächst an bekannten Geschlechtmustern anknüpfen. Schließlich war bislang die Dimension der sozialen und ethnischen Habitusformierung entlang der kulturellen Muster der Mittelschicht wesentlich für (ungewollte) Ausgrenzungsprozesse verantwortlich. Kulturelle, soziale oder ethnische Kohärenz forciert Exklusionen.

Wesentlich ist es darüber hinaus, Zugänge zu bekommen, die ohne Stigmatisierung einhergehen (Helming 2006). Hier haben sich in der Praxis Angebote bewährt, die etwa durch Wahl des Standortes oder der Themen („Schrei-Baby“) gemischte Milieus ansprechen. Hilfreich scheint ebenso zu sein, Zentren mit weiteren Trägern zu gründen, in denen neben (niedrigschwelliger) Familienbildung auch Angebote von Familienberatung und -therapie gemacht werden, mit der Möglichkeit, die Berate-



rinnen bereits in Kursen kennen lernen zu können und dabei zu erfahren, dass auch Mittelschichtseltern Erziehungsprobleme haben.

Aus Sicht der Fachkräfte besteht jedoch ein erheblicher Nachteil stadtteilorientierter, dezentralisierter Familienbildungsstrukturen in den sich erschwerenden Arbeitsbedingungen (Atomisierung, Frage der institutionellen Zugehörigkeit, mangelnder Austausch mit Kollegen/-innen der Familienbildung). Darin liegt möglicherweise auch ein Grund für die mangelnde Umsetzung von Dezentralisierung zu sehen.

Professionspolitische Herausforderungen

Die Situierung der Familienbildung zwischen Jugendhilfe und Erwachsenenbildung lässt die Frage aufkommen, welche Grundprofession eher geeignet scheint: Soziale Arbeit oder Pädagogik/Weiterbildung. Damit zeigt sich, dass sich die Mitarbeiter/innen, die meist aus dem Bereich der Sozialen Arbeit kommen, häufig ungenügend auf den Bereich der Vermittlung und didaktischen Grundlegung von Kompetenzen vorbereitet fühlen. Ebenso ist ungeklärt, welche Schwerpunktsetzung in den Kursangeboten vorgenommen werden soll: Austausch und Reflexion eigener Erfahrungen, Beziehungsknüpfung oder Wissensvermittlung.

Ein weiteres wesentliches Problem stellt sich in der ungünstigen Relation von Haupt- und Nebenamtlichen im Bereich der Familienbildung, das mit Abstand zu dem problematischsten in der gesamten Jugendhilfe zählt: Weniger als 7% der Mitarbeiter/innen sind hauptamtlich tätig. Ihnen obliegt vor allem die organisatorische und finanzielle Sicherung der Einrichtungen. Die pädagogische Arbeit wird weitgehend von nebenberuflichen, freiberuflichen und ehrenamtlichen Mitarbeiter/-innen durchgeführt (Pettinger/Rollik 2008). Neben der Frage der Qualitätssicherung stellt sich das Problem der Rollenvorbilder. Eine Honorarkraft, die seit vielen Jahren in Elternzeit ist und „neben der Familie“ einen oder mehrere Kurse anbietet, wird Ausbildungs- und Erwerbsorientierung für Mütter weniger in den Vordergrund rücken. Demgegenüber haben Praxisevaluationen gezeigt, dass gerade die Ausbildungs- und Erwerbsorientierung der Mütter nicht nur für die finanzielle Selbstständigkeit von (Eineltern-)Familien wichtig ist, sondern erheblich zur Verbesserung von Alltagsbewältigung und Erziehungsfähigkeit beiträgt (Thiessen 2007).

Schließlich besteht für die aktuelle Familienbildung eine wesentliche professionelle Anforderung in der Fähigkeit der interdisziplinären Kooperation (s. o.). In Stadtteilzentren und in der Vernetzung muss mit pädagogischen, administrativen, medizinischen und therapeutischen Fachkräften zusammengearbeitet werden ohne die eigene spezifische Fachlichkeit aus den Augen zu verlieren. Dies ist bei der eher gering wertgeschätzten Sozialen Arbeit nicht immer einfach. Die Nähe zum häuslichen Alltag, die es gilt, in der pädagogischen Arbeit herzustellen, bietet Projektionsflächen für das eigene Familiäre und verleitet zu „Semi-

Professionalität“. Daher sind in diesem Feld ausreichend Ressourcen für Supervision und fachlichen Austausch bereit zu stellen.

Zukunft der Familienbildung

In der Gesamtperspektive zeigt sich, dass Familienbildung in seiner rund 90-jährigen Geschichte mittlerweile zwar eine etablierte und prominente Position einnimmt, gegenwärtig jedoch vor vielen Herausforderungen steht. Wesentlich scheint es, Familienleitbilder zu überprüfen und die gegenwärtigen Trends und Entwicklungen nicht per se als krisenhaft zu deuten. Im Hinblick auf die thematische Ausrichtung der Familienbildung gilt es etwa zu klären, inwieweit auf die aktuellen Lebenssituationen von Doppelverdienerfamilien, Alleinerziehenden, frisch getrennten oder multilokalen Familien und anderen familiären Zeitjongleuren eingegangen wird, ohne hierbei in Verlustrethoriken zu verfallen.

Einige Schwachstellen – wie Mittelschichtlastigkeit – sind bereits seit Langem bekannt. Die klassischen Familienbildungseinrichtungen haben daher – auch durch die Anregung aktueller familienpolitischer Programme – bereits erhebliche Konzeptveränderungen durchgeführt. Beispiele guter Praxis zeigen hier, dass Familienbildung dabei Chancen in der Vernetzung und Integration familienbezogener Dienstleistungen entlang der lokalen bzw. regionalen Bedarfsstruktur zukommen, ihr gar ein zentraler Platz eingeräumt wird. Allerdings sind die – auf Projektbasis – erreichten Erfolge noch keineswegs nachhaltig und werden oft von den wenigen Hauptamtlichen geschultert. Hier sind Umsteuerungen in Richtung einer Professionalisierung dringend geboten. Gleichzeitig gilt es, bei einer Ausweitung von Geh-Strukturen und der Fokussierung auf Familien in Risikolagen die Freiwilligkeit des Angebotes zu unterstreichen, um der Gefahr einer neuen „fürsorglichen Belagerung“ (Frevert 1985) zu entgehen.

Dr. Barbara Thiessen ist Dipl. Sozialpädagogin und Supervisorin. Sie ist als Professorin für Gender und Soziale Arbeit an der Hochschule Landshut tätig.

Literatur

- Alt, Christian (Hg.) (2006): *Kinderleben – Integration durch Sprache? Bedingungen des Aufwachsens von türkischen, russlanddeutschen und deutschen Kindern*. Kinderleben – Band 4. Wiesbaden.
- Autorengruppe Bildungsberichterstattung (Hg.) (2008): *Bildung in Deutschland 2008*. Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zu Übergängen im Anschluss an den Sekundarbereich I., Bielefeld.
- Beckstette, Wiebke/Bierschock, Kurt/Rupp, Marina (2002): *Leitfaden Vernetzung und Kooperation für Initiativen zur Förderung der Familienbildung*, Bamberg, ifb-Materialien.
- Betz, Tanja (2006): *Milieuspezifisch und interethnisch variierende Sozialisationsbedingungen und Bildungsprozesse von Kindern*. In: Christian Alt (Hg.) (2006): *Kinderleben – Integration durch Sprache? Band 4: Bedingungen des Aufwachsens von türkischen, russlanddeutschen und deutschen Kindern*, Wiesbaden: 117–153.
- Bien, Walter/Hartl, Angela/Teubner, Markus (Hg.) (2002): *Stieffamilien in Deutschland. Eltern und Kinder zwischen Normalität und Konflikt*. Familiensurvey, Band 10, Opladen, Leske und Budrich.

- Büchner, Peter; Fuhs, Burkhard; Krüger, Heinz-Hermann (1997): Transformation der Eltern-Kind-Beziehungen? Facetten der Kindbezogenheit des elterlichen Erziehungsverhaltens in Ost- und Westdeutschland. In: Zeitschrift für Pädagogik, 37. Beiheft, Weinheim, Beltz: 35–52.
- Bundeskriminalamt (2008): Polizeiliche Kriminalstatistik 2008, <http://www.bka.de/pks/pks2008/index2.html>.
- Bundesministerium für Familie, Frauen, Senioren und Jugend (BMFSFJ) (2004): Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Bonn.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2007): Armutsrisiken von Kindern und Jugendlichen in Deutschland. Materialien aus dem Kompetenzzentrum für familienbezogene Leistungen im BMFSFJ, Berlin.
- Deegener, Günther/Körner, Wilhelm: Vernachlässigte Vernachlässigung. In: Kindesmisshandlung und -vernachlässigung 8 (2005)2: 82–111.
- Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge e.V.: Bestandaufnahme und Empfehlungen des Deutschen Vereins zur Weiterentwicklung der Familienbildung, (www.familienbildung.de/Empfehlungen_Familienbildung%20DV_19_06%20endg.pdf vom 24.07.2007).
- Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) (2009): Zum evangelischen Verständnis von Ehe und Eheschließung, EKD-Texte 101, Hannover.
- Frevert, Ute (1985): „Fürsorgliche Belagerung“. Hygienebewegung und Arbeiterfrauen im 19. und frühen 20. Jahrhundert. In: Geschichte und Gesellschaft, 11. Jg.: 420–446.
- Haumann, Wilhelm (2007): Generationen-Barometer 2006, hg. vom „Forum Familie stark machen, Freiburg, Alber.
- Heitkötter, Martina/ Thiessen, Barbara (2009): Familienbildung: Entwicklungen und Herausforderungen in: Macha, Hildegard/Witzke, Monika (Hrsg.), Handbuch der Erziehungswissenschaften, Band III, 1: Familie – Kindheit – Jugend – Gender, Paderborn/München/Wien/Zürich: 423–436.
- Helming, Elisabeth (2006): „Die haben nichts – die bringen nichts“?! Sozialpädagogische Familienhilfe: Familienbildung für sozial benachteiligte Familien. In: Recht der Jugend und des Bildungswesens, Jg. 54, H. 2: 207–219.
- Hochschild, Arlie Russel (1997): *The Time Bind: When Work Becomes Home and Home Becomes Work*, New York, Metropolitan Books.
- Hurrelmann, Klaus/Andresen, Sabine (2007) (Hg.): *Kinder in Deutschland 2007. 1. World Vision Kinderstudie*. Frankfurt am Main, Fischer.
- Jurczyk, Karin/Keddi, Barbara/Lange, Andreas/Zerle, Claudia (2009): Zur Herstellung von Familie. DJI Bulletin Plus. In: DJI-Bulletin, H. 88, I–VIII.
- Jurczyk, Karin/Lange, Andreas/Thiessen, Barbara (Hg.) (2010): *Doing family*, München: DJI.
- Jurczyk, Karin/Lange, Andreas (2002): Familie und die Vereinbarkeit von Arbeit und Leben. Neue Entwicklungen, alte Konzepte. In: *Diskurs*, 12. Jg., H. 3: 9–16.
- Jurczyk, Karin/Schier, Michaela/Szymenderski, Peggy/Lange, Andreas/Voß, Günter G. (2009a): Entgrenzung von Arbeit – Entgrenzung von Familie. Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung. Berlin, edition sigma.
- Kinderhilfswerk 2007. Kinderreport Deutschland 2007: Daten, Fakten und Hintergründe. Freiburg.
- Koppetsch, Cornelia/Günter Burkart (1999): *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechternormen im Milieuvvergleich*, Konstanz, Universitätsverlag.
- Lange, Andreas (2003): Kindsein im Übergang von der fordistischen zur postfordistischen Gesellschaft. Eine soziologische Perspektive. *Medien und Erziehung*, 47, (6): 7–17.
- Lareau, Annette (2003): *Unequal Childhoods: Class, Race, and Family Life*, University of California Press.
- Lenz, Karl/Böhnisch, Lothar (1997): Zugänge zu Familien – ein Grundlagentext. In: Böhnisch, Lothar/Lenz, Karl: *Familien. Eine interdisziplinäre Einführung*. Weinheim/München: 9–63.
- Lösel, Friedrich et al. (2006): Bestandsaufnahme und Evaluation der Angebote im Elternbildungsbereich – Abschlussbericht. Im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen, Jugend, Erlangen-Nürnberg.
- Meier, Uta/Preuße, Heide/Sunnus, Eva Maria (2003): *Steckbriefe von Armut. Haushalte in prekären Lebenslagen*. Wiesbaden.
- Mühling, Tanja/Smolka, Adelheid (2007): Wie informieren sich bayerische Eltern über erziehungs- und familienbezogene Themen? Ergebnisse der ifb-Elternbefragung zur Familienbildung 2006. Bamberg.
- Ostner, Ilona (1999): „Ehe und Familie – Konvention oder Sonderfall? Ursachen, Probleme und Perspektiven des Wandels der Lebensformen“. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 11 (1): 32–51.
- Pettinger, Rudolf/Rollik, Heribert (2008): Familienbildung als Angebot der Jugendhilfe. Rechtliche Grundlagen – familiäre Problemlagen – Innovationen, Bundesarbeitsgemeinschaft Familienbildung und Beratung e.V., Elmshorn.
- Pluto, Liane/Grager, Nicola/van Santen, Eric/Seckinger, Mike (2007): *Kinder- und Jugendhilfe im Wandel. Eine empirische Strukturanalyse*, München, Deutsches Jugendinstitut.
- Rößler, Bianca/Heitkötter, Martina (2007): Begleitstudie zur Rolle der Familienbildung in Familienzentren. In: *Paritätisches Bildungswerk e.V. (Hg.): nah dran: Familienbildung, Wuppertal*.
- Rupp, Marina (2003): *Niederschwellige Familienbildung. Ergebnisse einer Fachtagung*, Bamberg, Staatsinstitut für Familienforschung.
- Sann, Alexandra/Thrum, Kathrin (2005): *Opstapje – Schritt für Schritt. Abschlussbericht des Modellprojekts*, München.
- Schmidbauer, Wolfgang (2009): *Ein Land – drei Generationen. Psychogramm der Bundesrepublik*, Freiburg, Herder.
- Schoppe, Gabriele (2007): *Familienbildung in Bremen. Jahresbericht 2006*, Bremen.
- Schwind, Hans-Dieter et al. (1990): *Gewalt in der BRD. Endgutachten der unabhängigen Regierungskommission zur Verhinderung und Bekämpfung von Gewalt (Gewaltkommission)*, Berlin.
- Smolka, Adelheid (2002): *Geratungsbedarf und Informationsstrategien im Erziehungsalltag. Ergebnisse einer Elternbefragung zum Thema Familienbildung, ifb-Materialien, Nr. 5–2002*, Bamberg.
- Statistisches Bundesamt (2007): *Bevölkerung und Erwerbstätigkeit*. Wiesbaden.
- Statistisches Bundesamt (2008): *Familienland Deutschland*. Wiesbaden.
- Statistisches Bundesamt (2009): *Bevölkerung mit Migrationshintergrund. Ergebnisse des Mikrozensus 2007*. Wiesbaden.
- Strobel, Bettina/Sterzing, Dorit/Sann, Alexandra (2009): *Niedrigschwellige Familienbildung im ländlichen Raum – Erfahrungen mit Opstapje. Handreichung für die Praxis*, München.
- Thiessen, Barbara (2007): *Eigenständige Lebensperspektiven junger Mütter. Interventionen auf der Basis von Fallrekonstruktion*, in: Miethe, Ingrid/Fischer, Wolfgang/Giebeler, Cornelia/Goblirsch, Martina/Riemann, Gerhard (Hg.): *Rekonstruktion und Intervention. Interdisziplinäre Beiträge zur rekonstruktiven Sozialarbeitsforschung. Reihe Rekonstruktive Forschung in der Sozialen Arbeit, Band 4.*, Opladen: 259–269.